# PARAPHYSIK DES SPRINGENS: PRAKTISCHE ÜBUNGEN

EGON FLAIG

Egon Flaig, Professor für Alte Geschichte (Universität Greifswald), vertritt eine praxeologische Geschichtsforschung. Bisherige Forschungsschwerpunkte: rituelle und symbolische Dimensionen der Politik in der Antike, insbesondere Normenkonstitution (v. a. in Hellas), Entscheidungsverfahren (v. a. in Hellas); Felder und Regeln von Kommunikation und Interaktion (v. a. in Rom); antike Memorialpraktiken; Geschichtstheorie; Historiographiegeschichte. Bücher: *Angeschaute Geschichte: zu Jacob Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte“* (1987). *Den Kaiser herausfordern: die Usurpation im Römischen Reich* (1992). *Ödipus: tragischer Vatermord im klassischen Athen* (1998). *Ritualisierte Politik: Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom* (2003). Er arbeitet an einem Buch über „Genesis, Risiken und Dynamik der Mehrheitsentscheidung in der griechischen Kultur“ und plant ein Werk über politisches Denken (Gleichheit, Sklaverei und Freiheit) von der Antike zur Moderne. – Adresse: Institut für Altertumswissenschaften, Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Rudolf-Petershagen-Allee 1, 17487 Greifswald.

Die Bücher waren schneller. In ihren Paketen warteten sie bereits, als ich am 6. Oktober ankam. Sie zogen dann zusammen mit mir in die Villa Jaffé ein. Wenige Stunden später funktionierte mein Computer. Kennenlernen. Über der gemeinsamen Bootsfahrt unseres Jahrgangs leuchtete die schneidige Bläue des Oktoberhimmels; scharf konturierte sie die Bäume und Gebäude entlang des Spreekanals: egal wohin man blickte, man blickte genau. Nach manchem Geplauder erstmals ein Gespräch, unter Deck, bei warmer Suppe und Tee.

Dann begann die Arbeit. Ich lernte den hocheffizienten Bibliotheksdienst schätzen; mir wurde beigebracht, Recherchen über Datenbanken zu machen. Immer wieder beeindruckte

mich die Hilfsbereitschaft der Dienste am Wiko. Ich brauchte mich um fast gar nichts zu kümmern; und ich habe die wunderbaren Rückzugsmöglichkeiten genossen – Gelehrte wünschen sich genau das. Dann eine leichte Irritation: im Repertoire vorhandener Schriften gibt es allerlei hebräische, arabische, indische und chinesische Schriftarten – aber es gibt keine altgriechischen: die Antike ist hier nicht unser „nächstes Fremdes", sondern unser fernstes.

In der Villa Jaffé bildeten sich schnell zwei Kochgemeinschaften: James Hunt und Stefan Litwin kochten in der unteren Küche, Ousmane Kane und ich in der oberen. Die untere ist groß, die obere klein. Die Unteren aßen zusammen, die Oberen kochten zusammen. Die Unteren diskutierten beim Essen, die Oberen beim Kochen. Unten sprach man englisch und oben französisch. So führte ich die intensivsten Gespräche in kulinarischer Umgebung nicht bei den gemeinsamen Mahlzeiten, sondern beim abendlichen Kochen – mit Ousmane; immer wieder: Sklaverei, Islam, politische Theologie, Universalismus.

Die gemeinsamen Mittagessen und ihr fröhliches Durcheinanderreden. Freilich, in meinem Englisch kommt den Aussagen ihre logische Kontur abhanden. Was tut's? – Es herrscht eine freundliche Ungenauigkeit. Sie lässt überraschend wenig Raum für Dissens. Wahrscheinlich weil Dissens schroff wirkt, sofern er nicht eingebettet ist in einem stetigen Austausch. Die Stetigkeit ist das Problem. Wer viel joggt und gerne tanzt weiß, wie unerlässlich die Übergänge sind und schätzt jene Stetigkeit, welche jede Bewegung aus der vorangegangenen entlässt. Auch die intellektuelle Anstrengung gelingt am besten in der nachhaltigen Bewegung. Das Springen ist dem abhold. Doch beim Mittagessen ist kaum etwas anderes möglich als Springen. Wenn es gut geht, ist es Sirtaki: Alle springen gleichrhythmisch zu neuen Themen. Wenn es schlecht geht, springt jeder arrhythmisch in die Höhe. Die konversationelle Artistik beim Mittagessen – wenn es ein guter Tisch ist – heißt: aus dem Anlauf zum Hochsprung über die Pointe.

Welche Erleichterung für den Vertreter eines Orchideenfaches: Klatsch über Fachkollegen findet hier nicht statt. Anderseits: sehr selten ein Gespräch. Mangelt es an homogener Interessenlage, oder an intellektuellem Gleichklang, oder an analoger Bildung? Nicht bloß. Einem Literaturwissenschaftler klar zu machen, dass „Freilassung von Sklaven" nicht „Abschaffung der Sklaverei" bedeutet, dauert regulär etwa 20 Minuten; doch anders als beim Fußball gibt es keine reguläre Spielzeit. Es kann also – dank der unentwegten Unterbrechungen am Mittagstisch – ewig dauern. Da wir aber nur wenige Monate (ach!) hier sind, wird der Unterschied niemals klar; und dieser wird in dem Maße unwichtig, wie die Chance sinkt, jemals auf ein angerissenes Thema zurückzukommen. Welch ein Trümmerfeld von abgebrochenen Gesprächen überblickt der Engel retrospektiven Bedauerns!

Aber Fragmente haben ihren romantischen Reiz und laden den Geist zum Erbasteln memorialer Mosaiken ein. In meiner Erinnerung konfiguriert sich der Grundriss einer unendlichen Zwiesprache.

Woher dann die schönen Gespräche über chinesische Kultur? Und jene über Sklaverei in der Neuen Welt oder über Geschichtlichkeit und Universalien? Offensichtlich sind hier Gelehrte, die als Intellektuelle etwas zu sagen haben; es kommt nur darauf an, sie ausfindig zu machen und im rechten Moment mit ihnen zu sprechen.

Die Dienstagskolloquien. Die Wortmeldungen zur Diskussion zeitigen ein hübsch anzuhörendes Hüpfen entlang diskontinuierlicher Aspekte. Die Diskussion ist gegen fast jede Gefahr gefeit, in die Tiefe zu gehen. Und das ist gut so. Denn was will man schon in der Tiefe? Mich amüsiert die Erwartbarkeit sehr vieler Fragen, schon hundertmal gehörter, auf so vielen Tagungen. Fachkollegen stellen weniger Fragen; doch sie bleiben näher bei der Sache, treffen schneller den Kern und verweilen bei diesem. Interdisziplinarität ist zu loben, obschon sie mir die alte Erfahrung nicht erspart: zwanzig interdisziplinäre Vokabeln erlauben jedem zu jedwedem Thema irgendetwas zu sagen. Jargonale Leerläufe gibt es überall; aber intradisziplinär lassen sie sich leichter sanktionieren als interdisziplinär. Indes, immer wieder klingt ein trefflicher Einwand auf wie ein unbekanntes aber doch ersehntes Motiv, eine kluge Bemerkung, um derentwillen das zuhören lohnt. Es gilt, das seltene, das überraschende Argument herauszuhören und dieses selektive Hören einzuüben.

Ein Wissenssoziologe hätte seine Freude, wenn er die Formen des konversationellen Austausches beobachtete; täte er es unter Bourdieuscher Perspektive, träten die Hierarchien hervor, die harschen und die sublimen; täte er es unter Foucaultschen Prämissen, dann entdeckte er die neuen Scheidelinien – die Dominanz eines Diskurses, der manches erlaubt und vieles verbietet. Der zurzeit herrschende multikulturalistische Diskurs verhängt neue Sprechverbote. Seine Maxime: Kulturelle Besonderheiten – insbesondere, wenn sie an „westlichen" Kulturen auftauchen – sind tabu (dürfen entweder nicht existieren oder nicht thematisiert werden), falls sie als Insuffizienzen anderer Kulturen – insbesondere „nichtwestlicher" – erscheinen könnten. Damit setzt er jedwede politische Anthropologie unter einen Druck, ihr Dasein zu rechtfertigen, der nicht bloß produktiv ist. Paart er sich mit dem Betroffenheitsdiskurs, dann ist er für die Wissenschaft tödlich; davor schützt auch nicht der beschwörende Name dieses Kollegs. Die soziologischen Mechanismen, unter denen dieser Diskurs seine Wirkung ausübt, liegen großenteils außerhalb des Wiko, lassen sich an den Personen, ihren Biographien und Karrieren oft bloß erraten. Über sie zu reflektieren bedeutet nicht ihnen beizukommen.

Manche Forschungsthemen erregen Ärgernis bei der *political correctness*; auch meines: die Mehrheitsentscheidung. Gespräche darüber leiden ersichtlich unter jenem Alb auf den Gehirnen, welcher *the closing of the European mind* vorantreibt. Die alten elitären Diskurse gegen die Mehrheitsentscheidung – „Herrschaft des Pöbels" – kehren nun wieder, eingekleidet ins moralisch überlegene Gewand der Fürsprache für die neuen „Minoritäten". Trotzdem gibt es interkulturelles Lernen: Zhiyuan Cui gab mir den Hinweis auf die Bedeutung des Condorcet'schen Jury-Theorems für die Legitimierung der Mehrheitsregel.

Drei Kapitel sind fertig. Es sind jene Kapitel, vor denen ich mich fürchtete, weil ich nicht wusste, ob es möglich und sinnvoll sei, eine Skala von Entscheidungsverfahren anzulegen, auf welcher die Mehrheitsentscheidung als Variante zu verorten ist. Möglich ist das, sofern man sich über längere Zeit ungestört versenken kann in eine ethnologische Empirie, die anfänglich chaotisch wirkt. Sinnvoll ist dieses Vorgehen, weil es erlaubt, unterschiedlichste Varianten des kollektiven Entscheidens in angebbare Komponenten zu zerlegen. Gewiss, das kategoriale Inventar muss zu hinreichender Differenzierung fähig sein; teilweise muss ich es selber erstellen, weil bestimmte Probleme erst im neuen Fragehorizont auftauchen. Die Forschungsmethode gehört daher teils zur politischen Anthropologie teils zur historischen Soziologie. Mit ihr lassen sich einerseits die Besonderheiten der institutionalisierten Entscheidungsverfahren – ihre hohe politische Effizienz – entideologisieren (sie sind nicht spezifisch europäisch, finden sich z. B. auch in buddhistischen Klöstern Japans); und mit ihr lassen sich anderseits jene Bedingungen soziologisch spezifizieren, die der griechischen Kultur zu ihrer politischen Besonderheit verhalfen. Vielleicht wäre ich fertig geworden, hätten mich die musikalischen Verführungen nicht immer wieder zum Aufspringen weg vom Schreibtisch verleitet.

Anregend und wertvoll waren die langen und sprunglosen Gespräche mit Christoph Horn über Selbstreflexivität und direkte Demokratie, über die demokratische Eingrenzung von direkter Demokratie und über die Veränderung des Bürgers in der politischen Partizipation. Kostbar die Gespräche – peripatetisch und rhythmisiert durch häufiges Stehenbleiben – mit Kurt Flasch über Universalismus und Geschichtlichkeit.

Mannigfaltigste Anregungen, empfangen bei so vielen gemeinsamen Unternehmungen, sind nun gut verstaut und überstehen hoffentlich den Absprung – zurück in die universitäre Alltäglichkeit, welche doch nicht mehr dieselbe ist: denn wenn man schon nicht zweimal in denselben Fluss steigen kann, dann vermag man noch weniger als derselbe zum zweiten Male an die Universität Greifswald zu gehen, wenn man erst einmal hier gewesen ist.